1. Leb wohl, Kildare

Die zwölfjährige Kelsey McBride hielt die Überbleibsel eines Fischernetzes über ihrem Kopf. Ihre leuchtenden, haselnussbraunen Augen waren vor Faszination ganz groß. Ihr rosiges Gesicht verriet Stärke und Zartheit zugleich, was für ein Mädchen ihres Alters ungewöhnlich war. Sie beobachtete eine kleine, graue Feldmaus, die es sich in einem goldenen Heuhaufen, einer von denen, der die welligen Hügel Kildares überzog, bequem machte. *Wenn ich mich nicht bewege, kann ich den kleinen Kerl fangen und ihn behalten.* Ein leichter Wind bewegte ihre blonden Locken, die über ihren Nacken fielen. Ein roter Schal rutschte von ihrem Kopf und blieb auf ihren Schultern liegen. Die ausgefransten Ecken flatterten bedenklich im Wind. Aber sie achtete nicht darauf und ließ ihn auf den Boden gleiten. Ihre Augen sahen nur das pelzige Tierchen, das sie fangen wollte. Plötzlich wechselte der Wind die Richtung. Die Maus hatte den Menschengeruch in die Nase bekommen und sprang aufgeregt hoch. Im selben Augenblick ließ Kelsey sich mit ihrem Netz auf das Heu fallen. Ihre flinken Hände versuchten, das Tierchen an seiner Flucht zu hindern. Mitleid erfüllte sie, als die gefangene Maus einen hilflosen, quietschenden Schrei ausstieß. „Armes Ding", murmelte sie und zog das sich windende Nagetier unter dem Netz hervor und hielt es zärtlich zwischen ihren langen, schlanken Fingern. „Ich habe dir Angst eingejagt." Sie befreite ihre Hände vorsichtig von dem Netz, drückte die Maus liebevoll an ihr hellgelbes Mieder und sang leise ein irisches Wiegenlied. Dabei schaukelte sie sanft vor und zurück, als würde die Melodie das kleine Tier beruhigen. „Ich kümmere mich ganz besonders um dich", versprach sie mit einer feierlichen Miene auf ihrem zarten, ovalen Gesicht. Die Augen des Tieres, winzige, braune Perlen, aus denen die nackte Todesangst sprach, weck-

ten in ihr eine Zärtlichkeit, die sie selbst überwältigte. Mit einem tiefen Seufzer öffnete sie die Handflächen über dem Stroh und schaute der Feldmaus, die blitzschnell das Weite suchte, wehmütig nach.

„Schade. Sie hätte gut zu meinen anderen heimlichen Haustieren gepasst." Sie meinte damit die wilden Tiere, die sie gerettet hatte und in einem alten, verlassenen Schuppen versorgte. Die Pflege der Tiere, von denen die meisten verwundet oder fast tot waren, als Kelsey sie zufällig entdeckt hatte, füllten ihre Nachmittage, wenn sie ihre Arbeit für den Bauern und seine Frau erledigt hatte. Da Kelsey außer ihrer Mutter keine Familienangehörigen hatte, erfüllte die Pflege der Tiere sie mit tiefer Freude und Befriedigung.

Ihre Mutter, Hattie McBride, arbeitete seit einem Jahr als Erntepächterin für einen Bauern. Kelsey hatte inzwischen begriffen, dass ihre Mutter nichts von einer Heirat hielt. Nicht, dass sie keine Männer gemocht hätte, aber sie mochte sie immer nur vorübergehend. Kelsey ertappte sich manchmal dabei, dass sie Mitleid mit ihrer Mutter empfand, denn sie wirkte bisweilen verloren wie ein einsamer Wanderer in einer Welt ohne Straßen. Je mehr ihr Selbstwertgefühl sank, umso reifer wurde Hattie McBride für die bevorstehende Rebellion. Als sie hörte, dass die Iren sich zu einem Aufstand zusammenschlössen, stürzte sie sich, ohne lange zu zögern, in die brodelnden Aktivitäten der Aufständischen. Kelsey blieben die Veränderungen im Verhalten ihrer Mutter nicht verborgen, und die Kluft zwischen den beiden wurde immer tiefer. Hatties heimliche Rolle als Sympathisantin der Vereinigten Irischen Rebellen bestimmte ihr ganzes Denken und Tun und ließ wenig Raum und Zeit für ihre Tochter.

„Kelsey McBride!" Die raue Stimme klang wenig weiblich. Das Mädchen erkannte sie sofort.

„Ich komme schon, Mutter!" Kelsey kniete immer noch im Stroh. Sie hob widerwillig die Knie von der dunkelblauen Schürze und

schüttelte das Stroh von ihrem Schoß. Dann lief sie schnell zur Anhöhe eines leuchtend grünen Weges und blieb, vom Reiz der Landschaft, der friedlich grasenden Rinder und des lyrischen Vogelgesanges wie verzaubert, stehen. Das Haus, das in einer fruchtbaren Senke stand, nahm mit seinen Dachschindeln die Farben des Sonnenunterganges auf. Obwohl das alte, verwitterte Haus aus der Nähe betrachtet einen farblosen Anblick bot, ließ der Sonnenuntergang es aus der Ferne in hellen, wunderschönen Farben erstrahlen. Kelsey lief den Hang hinab und genoss die Wärme des Sommerabends.

Als sie auf ihre Mutter zulief, um sie zu begrüßen, bemerkte sie ihre finstere Miene und verlangsamte ihren Schritt. *Etwas stimmt nicht.* Kelsey hatte beobachtet, wie die Stimmung ihrer Mutter in den letzten Wochen immer düsterer geworden war. Sie blieb unterhalb der Steinstufen, die zur hinteren Veranda des kleinen Häuschens hinaufführten, stehen.

Hattie McBride, eine groß gewachsene, kräftige Frau, hatte die Arme vor der Brust verschränkt. „Ich habe wieder eine *Versammlung.*" Die wenigen silbernen Strähnen, die ihre ungekämmten, kastanienbraunen Haare wie feine Fäden durchzogen, glänzten in der Sonne.

Kelsey schluckte schwer, denn sie kannte die Bedeutung des Wortes *Versammlung.* „Kann das denn nicht warten, Mutter? Bitte! Du hast mir versprochen, dass du nicht mehr hingehen würdest." Sie benutzte unwillkürlich einen bevormundenden Tonfall gegenüber ihrer Mutter. *Eine von uns muss doch realistisch bleiben,* begründete sie ihr Verhalten. „Was ist, wenn du erwischt wirst?"

Hattie McBride wurde ungeduldig. Ihr verzweifeltes Seufzen ließ vermuten, dass die Worte des Mädchens sie nicht unberührt ließen. „Misch dich nicht in meine Angelegenheiten!" Sie hob drohend ihre große, mit Schwielen überzogene Hand. „Ich bin trotz allem deine Mutter, und du wirst mich als solche respektieren." Ihre Stimme verfiel in ein strenges Flüstern. „Ich bin in zwei

Tagen zurück. Sag Mr McGregor, dass ich eine kranke Verwandte besuchen muss."

„Aber das wird er nicht mehr glauben! Bitte verlange von mir nicht, dass ich lüge, ich ..."

„Ruhe!" Hatties Ton wurde grob. „Das ganze Haus kann dich hören!" Sie stieg zu der unteren Stufe hinab.

Hattie nahm Kelsey abrupt am Ellbogen und führte sie von der Treppe weg. Kelsey umklammerte ihre Hände, ließ den Kopf hängen und schaute entschuldigend zu ihr auf. „Es tut mir leid, Mutter. Aber du könntest getötet werden. Ich ... ich will nicht, dass dir etwas passiert", erklärte sie mit zitternder Stimme.

Hattie nickte. Ihr hartes Gesicht wurde etwas weicher. Sie wusste, wie sie das Mädchen besänftigen konnte. „Wenn du willst, dass mir nichts passiert, dann tue, was ich sage, ja?"

„Ja." Kelsey drohten die Tränen über die Wangen zu laufen.

„Dann mach's gut. Ich bin bald zurück." Hattie drückte ihrer Tochter einen schnellen Kuss auf die Wange und wandte sich eilig zum Gehen. Ihr Kinn nahm wieder einen härteren Ausdruck an.

Kelsey sah ihrer Mutter nach, die mit einem fertig gepackten Rucksack davoneilte. Der flüchtige Kuss auf ihre Wange sagte mehr, als viele Worte es getan hätten. *Mutter hat Wichtigeres zu tun, als sich um ihre uneheliche Tochter zu kümmern.* Am Ende der Straße zum Bauernhaus hörte sie das Quietschen von Wagenrädern. Ihre Augen folgten der Silhouette ihrer Mutter, die sich beeilte, den Wagen zu erreichen. „Leb wohl", flüsterte sie und hob die Finger zu einem schwachen Abschiedsgruß. Der Wagen wurde von einer braunen walisischen Stute gezogen, aber das Gesicht des Fahrers konnte Kelsey nicht erkennen. Einen Augenblick später hatte sich Hattie McBride davongestohlen, um sich den irischen Rebellen anzuschließen, die bald von den Briten als Landesverräter gebrandmarkt und verfolgt würden.

In den nächsten Tagen deckte Kelsey die heimlichen politischen Aktivitäten ihrer Mutter wieder mit Lügen. Aber gleichzei-

tig lebte sie mit dem lähmenden Wissen, dass die Mutter bald unausweichlich mit ihren Gegnern konfrontiert würde. Dieser Gedanke ängstigte Kelsey. Hatties Mütterlichkeit war nie zur vollen Blüte gereift, aber Kelseys Treue und Liebe hatten auch die schlechtesten Entscheidungen ihrer Mutter überdauert. Obwohl Kelsey sich daran gewöhnt hatte, gelegentlich allein gelassen zu werden, steigerte sich ihr Unbehagen bei dem Gedanken, vielleicht ganz ohne ihre Mutter zu leben, in ein lähmendes Grauen. Ein noch schlimmeres Brandmal als das beschämende, das sie jetzt schon trug, würde ihr Schicksal endgültig besiegeln, wenn sie nicht nur ein unehelicher Bastard, sondern auch noch ein Waisenkind werden sollte. Sie musste versuchen, ihre Mutter bald zur Vernunft zu bringen, wenn sie überleben wollten. *Bitte, lass mich nicht allein, Mutter. Bitte!*

* * *

Neu-Südwales (Australien) – Sydney Cove

Caleb Prentice, dessen Gesicht von der australischen Sonne tief gebräunt war, und sein junger Begleiter liefen durch die Lehmstraßen der Siedlung in der Sydney-Bucht hinter dem verrosteten Ring eines Rumfasses her. Im Laufen stieß er den Ring auf beiden Seiten mit dem handgeschnitzten Ast eines Gummibaumes an. „Schneller, Matthew! Du läufst ja wie ein lahmes Mädchen!“ Er warf seine blonden Locken zurück. Seine dunklen Brauen und die blauen Augen bildeten einen deutlichen Kontrast zu seiner goldbraunen Haut.

„Na los! Zeig doch, ob du es besser kannst!“, entgegnete Matthew.

Caleb holte mit dem Arm schwungvoll aus und versetzte dem Ring einen kräftigen Schlag. Der Ring hüpfte und rollte über einen mit Gras überwachsenen Weg und geradewegs auf die Hintertür einer Kneipe zu. Als der Ring gegen die verwitterte Tür

knallte, brachen die übermütigen Dreizehnjährigen in ein lautes Gelächter aus.

Caleb wuchs unter der liebevollen, geduldigen Hand seiner Eltern, ehemaliger Strafgefangener, in der britischen Kolonie auf. Die ersten Jahre in der Sträflingskolonie hatten seiner Familie ihr erbarmungsloses Siegel aufgedrückt, aber Caleb wies das Stigma, der Sohn von „Freigelassenen" zu sein, weit von sich und ignorierte bewusst die Vorurteile in der Kolonie gegenüber „diesen Leuten". Sein Vater, der vor Jahren in England wegen Taschendiebstahls verhaftet worden war, hatte sich und seiner Familie in Sydney Cove ein neues Leben aufgebaut. Ohne die geringsten Erfahrungen in der Landwirtschaft mühte sein Vater sich lange, den fruchtlosen Boden zu bewirtschaften, bis er mit Schafzucht begonnen hatte. Jetzt genossen die Prentices in zunehmendem Maße einen bescheidenen Lebensstandard. Und Caleb beschloss, auch weiterhin ihrer Vergangenheit als Sträflinge keine Beachtung zu schenken.

In spöttischer Verteidigungshaltung hielt Caleb seinen Stock hoch, als die Kneipentür wütend aufgerissen wurde.

„Verschwindet, ihr verdammten Lausejungen!" Weems, der Kneipenbesitzer, stand in seinem Nachthemd, ausgefransten, roten Socken und mit wirren Haaren vor ihnen und sah aus wie ein alter, zerzauster Gockelhahn.

„Entschuldigen Sie, Sir. Wir wollten Sie nicht wecken." Caleb biss sich auf die Lippe, um nicht hellauf loszulachen. Sein energisches Kinn ließ eine unerschrockene, eigenwillige Ader vermuten.

„Verschwindet, bevor ich den Friedensrichter hole."

„Das werden Sie kaum schaffen, Sir. Ich habe ihn heute Morgen mit eigenen Augen in Parrametta gesehen, wo er einen Sträfling aufknüpfte." Caleb zwinkerte seinem belustigten Gefährten grinsend zu. Aus seinen tiefgründigen, blauen Augen funkelte ein unerschütterliches Selbstvertrauen.

„Wenn du dich weiterhin hier herumtreibst und die braven

Bürger Sydney Coves aufweckst, noch bevor sie ihren Morgengrog getrunken haben, wird es dich als Nächstes erwischen, Bürschchen!“

„Komm, verschwinden wir, Caleb!“ Matthew zog plötzlich unruhig am Arm seines Freundes. Seine dunklen Augen verrieten Besorgnis.

„Wenn ich fertig bin.“ Caleb ließ nicht locker, den Kneipenwirt zu sticheln. „Aber zuvor brauche ich einen Schluck Rum.“ Er wischte sich mit seinem Wollärmel über den Mund und trat kühn auf den Wirt zu. „Haben Sie einen Schluck für einen durstigen Mann, Sir?“ Der Junge streckte wie ein Bettler die Hand aus. Seine Augen funkelten spitzbübisch. Mit der anderen Hand hielt er sich die Kehle, als sei sie ausgetrocknet.

„Haben Sie Schwierigkeiten, Mr Weems?“, fragte eine gereizte Stimme auf der anderen Seite der Kneipe. Auf einem Wagen saß Leutnant Macarthur mit einem Jungen.

Über die Unterbrechung seines Jungenstreiches erbost, schaute Caleb schnell auf. „Hier gibt es keine Probleme, Herr Leutnant.“ Er salutierte mit übertriebener Ehrerbietung, die ihm in dieser Situation jedoch nicht viel half.

„Freigelassener, verzieh dich.“ Der Leutnant winkte hochnäsig mit der Hand.

„Oder du bekommst das zu spüren!“ Weems hielt seine Faust hoch.

„Woher weißt du, dass er ein Freigelassener ist, Vater?“ Der Sohn des Leutnants, ein neunjähriges Duplikat seines Vaters, betrachtete Caleb mit arroganter Miene.

Macarthur ließ seinen Blick abfällig über den einfach gekleideten Jungen gleiten. „Das ist ganz einfach, John. Zum einen aufgrund seines unmöglichen Benehmens ...“ Er bedachte Caleb mit einer verächtlichen Miene. „... außerdem sehe ich es an seiner gewöhnlichen Kleidung.“

Calebs Kehle schnürte sich zusammen. Das Stigma der Vergan-

genheit seines Vaters als ehemaliger Sträfling verfolgte ihn immer noch auf Schritt und Tritt. Aber die Schande, die mit diesem Brandmal einherging, entzündete in dem Jungen ein Feuer, das ihm in letzter Zeit schon mehrere handgreifliche Auseinandersetzungen mit Siedlerkindern eingebracht hatte. Er verschränkte unbeugsam die Arme vor der Brust und bemerkte uneingeschüchtert: „Und ich erkenne eine Ratte auf den ersten Blick. Siehst du die Knopfaugen, Matthew?“ Mit einem höhnischen Lachen in den Augen deutete er zuerst auf Macarthur und dann auf dessen Sohn, John junior.

„Jetzt reicht es aber!“ Weems trat drohend auf Caleb zu.

„Überlassen Sie ihn mir, Weems!“ Macarthur stieg aufgebracht von seinem Wagen und schritt arrogant auf den Sohn eines ehemaligen Sträflings zu. Er holte mit der Hand zu einem wütenden Schlag aus.

John junior schlug seine rechte Faust in seine linke Handfläche. „Gib's ihm, Vater!“

Caleb bückte sich schnell und wich dem Schlag des Leutnants aus. Als der Offizier mit seiner anderen Hand ausholte, sprang er mit einem flinken Satz zur Seite. „Lassen Sie mich in Ruhe, Sie Ratte!“, rief er Macarthur zu. Seine übermütige Gelassenheit war aus seinem Gesicht verschwunden, und er verzog drohend den Mund.

„Dafür bekommst du die Peitsche, du vorlauter Kerl!“ Macarthur packte Caleb mit seinen sehnigen Händen am Kragen. Er schüttelte ihn kräftig, versetzte dem Jungen einen Stoß nach hinten und warf ihn auf die staubige, rote Erde.

„Was geht hier vor?“ Ein schwächlich aussehender Mann in Bauernkleidung erschien in der Gasse, die die Kneipe von den Geschäften der Stadt trennte. Seine forschenden blauen Augen verlangten nach einer Antwort.

„George Prentice?“, knurrte Macarthur und murmelte dann mit halb zusammengekniffenen Lippen: „Das hätte ich mir ja denken können.“

Prentice sah, wie sein Sohn sich mit schmutziger und zerrissener Kleidung von der Erde aufrappelte. „Was ist los, Junge?“ Er ging mit einem leichten Humpeln auf den Jungen zu und half ihm auf die Beine.

„Der Leutnant hat mich geschlagen.“ Caleb richtete sich zu seiner vollen Größe auf und warf die Schultern zurück. „Und er hat mich einen *Freigelassenen* geschimpft!“ Caleb fühlte einen stechenden Schmerz in seinem Oberschenkel. Er war auf einem harten Gegenstand gelandet, der in seiner Hosentasche immer noch fest auf seinen Schenkel drückte. Mit schmerzverzerrter Stirn tastete er in seine Tasche. *Mein Messer.*

Georges gegerbtes Gesicht verzog sich verärgert, und seine ergrauten Brauen zogen sich nach oben. „Sie haben meinen Jungen geschlagen, Macarthur? Weswegen?“

„Wenn ich ihn wieder dabei erwische, dass er anständige Leute stört, wird er für seine Beleidigungen ausgepeitscht. Sie täten gut daran, diesen Jungen zu den Tieren in einen Käfig zu sperren. Denn dort gehört er hin!“

George zögerte und wählte seine Worte mit Bedacht. Macarthur und seinen Militärs ging es nicht um Gerechtigkeit, sondern allein um Macht. „Sie haben kein Recht, den Jungen zu beleidigen!“ Er wischte sich seine leicht ergrauten, zerzausten Haare aus dem Gesicht.

„Als anständiger Siedler habe ich ein Recht dazu. Der Junge ist eine Bedrohung für diese Siedlung, genauso wie alle Freigelassenen. Ich werde dafür sorgen, dass er nach Norfolk verfrachtet wird, falls mir noch einmal zu Ohren kommt, dass er Scherereien macht!“

„So etwas dürfen Sie gar nicht tun!“, rief Caleb und riss sich von George los. „Ich komme in der Nacht, wenn Sie schlafen, und schneide Ihnen Ihr schwarzes Herz aus dem Leib!“

„Caleb!“ George machte einen Satz auf den dreisten Jungen zu, packte ihn an den Armen und schüttelte ihn kräftig. Er richtete

den Blick wieder auf Macarthur und sagte verteidigend: „Der Junge ist wütend, Macarthur. Er weiß nicht, was er sagt. Vergessen Sie diese Worte!“

„Ich vergesse sie nicht, Prentice!“ Macarthur hob seine Hand, die in einem Handschuh steckte, hoch und deutete drohend mit dem Finger. „Noch eine einzige Beleidigung, und der Junge landet dort, wo er hingehört!“

George legte seinem Sohn beschwichtigend die Hände auf die Schultern. „Ruhig, Caleb“, warnte er flüsternd. „Sei ruhig. Er ist es nicht wert.“

Caleb berührte das kleine Messer, das in seiner Hosentasche versteckt war, und ballte die Fäuste an seinen Seiten. Mit erzwungener Unterwürfigkeit stand er schweigend vor einem Mann, der die Macht in dieser Kolonie repräsentierte, die er von ganzem Herzen hasste: das britische Militär. Caleb schaute John Macarthur nach, wie er davonfuhr. Dann warf er einen kurzen Blick auf den Kneipenbesitzer, der mit den Händen in die Hüften gestemmt immer noch an seiner Tür stand und die Auseinandersetzung genüsslich beobachtete.

„Dein Vater ist ein Verbrecher, und du wirst auch einer werden!“ Er drohte Caleb mit dem Finger.

George schaute erneut beschwörend zu seinem Sohn. „Lass ihn, mein Junge.“

Als die beiden allein waren, riss sich Caleb von seinem Vater los. „Wie konntest du nur so ruhig dastehen und ihre Beleidigungen einfach widerstandslos schlucken, Papa? Warum hast du nicht gekämpft?“

„Ich kann es mit jedem von ihnen aufnehmen, mein Sohn.“ George ballte eine Faust. „Aber was kommt dabei heraus? Macarthur kann uns beide im Handumdrehen auf die Norfolkinsel verfrachten lassen. Was würde dann aus deiner Mutter werden?“

„Wenn wir Macarthur aufknüpfen, würde uns die ganze Kolo-

nie eine Belohnung dafür zahlen. Alle hassen ihn! Du weißt, dass ich die Wahrheit sage."

Georges gegerbtes Gesicht spiegelte eine tiefe innere Weisheit wider. „So einfach, wie du sagst, ist es nicht. Wenn wir die Sache selbst in die Hand nehmen, mischen wir uns in Dinge ein, die nur dem Allmächtigen zustehen."

Caleb verschränkte die Arme vor der Brust. In seinen Augen loderte ein Feuer.

George beobachtete das Schweigen des Jungen. „Das verstehst du nicht, oder?"

„Du hast recht! Ich verstehe das *nicht!* Denn ich sehe Gott nirgendwo. Wir leben in der Hölle, und Macarthur ist der leibhaftige Teufel!"

Prentice zögerte. Sein ernstes Schweigen sagte mehr als viele Worte. „Sei nicht so schnell dabei, uns oder dieses Land dem Teufel zu übergeben. Wir müssen das Land für den Herrn bearbeiten. Unsere Mühe soll zu seiner Ehre geschehen." Über Prentices Gesicht huschte ein schwaches Lächeln, bei dem sich seine Lippen verschmitzt verzogen. „Und halte deine Zunge im *Zaum,* tue es zu Gottes Ehre."

* * *

Kildare, Irland

Innerhalb weniger Tage hatte sich die Nachricht in ganz Kildare herumgesprochen, *Hattie McBride wurde verhaftet!* Die Liste der verhafteten Landarbeiter wuchs von Tag zu Tag, während die Erntepächter, die an dem Aufstand nicht teilgenommen hatten, in hitzigen Diskussionen für die eine oder die andere Seite eintraten.

Kelsey McBride stand zum letzten Mal auf ihrem geliebten Hügel. Jetzt hatte die Verhaftung ihrer Mutter sie beide als Aufständische gebrandmarkt. Kriegswaisen wie sie wurden wie Vieh

zusammengetrieben, um bald mit ihren verurteilten Eltern als Deportierte in ein Land, das weit jenseits von Kildares Horizont lag, verschifft zu werden. Kelsey öffnete einen kleinen Käfig, den sie einmal aus Draht gebaut hatte, und ließ einen Vogel frei, dessen gebrochenen Flügel sie gesund gepflegt hatte. Der Vogel sprang auf das kühle Gras, blieb aber neben dem Mädchen, dem er zwei Monate lang jeden Tag aus der Hand gefressen hatte, sitzen. „Flieg davon. Du bist frei!" Sie blinzelte eine Träne zurück. „Los!" Der Vogel hüpfte herum und schlug unsicher mit den Flügeln. Sein Verhalten verriet Verwirrung. „Bitte, flieg." Sie gab dem Vogel mit zitternden Händen einen leichten Schubs. Der kleine, runde Körper erhob sich vom Boden, flatterte aber wieder auf die Erde zurück, doch dann schwebte er instinktiv zu dem endlosen Himmel hinauf. Mit einem schweren Seufzen warf Kelsey einen Blick auf die leeren Käfige. Jetzt, da sie alle Tiere freigelassen hatte, empfand sie eine innere Leere, als wäre mit den Vögeln ihr ganzer Lebensinhalt davongeflogen. Der Militärwagen würde sie bald abholen. Sie würde fortgebracht und müsste gemeinsam mit ihrer Mutter auf die Deportation warten. Ein großes Kleeblatt kitzelte an ihrer Wade. Sie kniete sich nieder und pflückte das Symbol Irlands von der feuchten Erde. Sie knickte den Stiel vorsichtig ab und steckte das Blatt in ihre Tasche. Vielleicht könnte sie, wenn sie dieses winzige Erinnerungsstück mitnahm, ein Stück Kildare in ihrem Inneren, in das niemand eindringen durfte, bewahren.

Kelsey spähte auf die andere Seite des Hügels und betrachtete die Nachbarhäuser. Die Bauernhäuser der anderen Familien waren von dem Aufstand vollkommen unberührt und verhöhnten sie mit ihrer Ruhe. Würde man ihr die Tür öffnen oder sie fortschicken, wenn sie in ihrer Not zu einer dieser Familien liefe? Einige der Familien könnten Kelsey die Sicherheit bieten, die sie selbst nie kennen gelernt hatte. Sie erinnerte sich an den Tag, als sie der Familie einer Freundin, den Fitzgeralds, bei der Lagerung ihrer Vorräte für den Winter geholfen hatte. Die Erinnerung an

diesen Tag hatte einen angenehmen und bleibenden Eindruck bei ihr hinterlassen. Sie hatte beobachtet, wie die Familie gemeinsam arbeitete und sich dabei mit gegenseitiger Zuneigung begegnete und den Schutz sowohl eines Vaters als auch einer Mutter genoss. Insgeheim beneidete sie ihre Freundin um die Vertrautheit mit ihren Eltern. Es traf sie oft schmerzlich, dass ihrer Welt etwas fehlte, das viele Kinder für selbstverständlich hielten. *Würden die Fitzgeralds mich aufnehmen?* Dieser Gedanke machte ihr neuen Mut, aber dann hallten schwere Schuldgefühle wie ein lauter Glockenschlag in ihrem Gewissen wider. *Was würdest du ohne mich tun, Mutter?*

Das Quietschen von Wagenrädern und das Klappern von Pferdehufen riss sie abrupt aus ihren melancholischen Tagträumen. Sie sah leuchtend rote Röcke und wusste sofort, dass das britische Militär gekommen war, um sie zu holen. Sie warf noch einmal einen sehnsüchtigen Blick auf das Bauernhaus der Fitzgeralds. Aber die Vorstellung, dass ihre Mutter allein ohne sie auf einem Sträflingsschiff wäre, drängte sich unweigerlich in ihr Denken, und sie kehrte schmerzlich in die grausame Wirklichkeit zurück. *Nein,* sagte sie sich. *Ich kann meine Mutter nicht im Stich lassen.* Sie verkrampfte die Hand um das Kleeblatt in ihrer Tasche und ging zum letzten Mal über die grünen Hügel Kildares.

* * *

Die Tage der Massenverhaftungen wurden zu Wochen. Die irischen Rebellen, die in dem schmutzigen Rumpf der überladenen Schiffe landeten, wurden ihrer geliebten Heimat entrissen und sahen einem fernen Horizont entgegen, der sie alles andere als mit offenen Armen aufnahm. Eine einzige Laterne erhellte das Deck der *Freundschaft* mit einem düsteren Licht, während der Hafen etwas trostlos im Schatten lag. Ein Matrose schritt über das Vor-